

# Wenn Arbeit weder satt noch glücklich macht

*Kinder von Eltern mit Armutslöhnen lernen: Trotz Fleiß kein Preis*

Von Claudia Schulz

**P**aul M. (Name geändert) ist 46 Jahre alt und ausgebildeter Gas- und Wasser-Installateur. Er lebt mit seiner Frau und zwei seiner vier Kinder in Hamburg. Vor einigen Jahren, als es seiner Firma immer schlechter ging, wurde er entlassen. Seit her hangelt er sich von Job zu Job, von der Arbeitslosigkeit in die Zeitarbeit, seine Qualifikation nützt ihm wenig. Jetzt, so würde man sagen, hat er es geschafft: Er hat eine feste Stelle und arbeitet 40 Stunden die Woche in einem Logistikunternehmen. Er ist dort nur als Hilfskraft angestellt, aber immerhin hat er einen Arbeitsplatz und finanzielle Sicherheit.

Der Haken: Mit einem Stundenlohn von 7,50 Euro verdient er im Monat rund 1.000 Euro netto. 600 Euro kostet die Miete, 80 Euro die Fahrkarte. Weiter mag er nicht erzählen. Dass der Sohn nach seiner Ausbildung als Anlagentechniker keine Stelle bekommt, weil er dafür einen Führerschein benötigt, den er sich nicht leisten kann, schmerzt ihn am meisten. Denn wofür er arbeitet, weiß Paul M.: »Du opferst dein ganzes Leben für deine Kinder.« Aber jetzt hat er immer stärker das Gefühl, dass er damit keinen Erfolg hat, denn »die haben auch keine Zukunft«. Sein Resümee: »Gerechtigkeit, die gibt's nicht mehr.«

**»Nicht ausgeschlossen, aber doch deutlich ausgegrenzt«**

Diese Sätze hat er in einer Gruppendiskussion mit »Working Poor« gesagt, also Menschen, die eine Arbeit haben und dennoch arm sind. Sie gehören nicht zu denen, die durch Arbeitslosigkeit von der Teilhabe an gesellschaftlichen Prozessen ausgeschlossen sind – und dennoch sind sie deutlich ausgegrenzt. Im Sozialwissenschaftlichen Institut der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) wird seit Herbst 2006 das Forschungsprojekt »Teilhabe von unten« in Hamburg-Wilhelmsburg durchgeführt, gemeinsam mit dem Kirchlichen Dienst in der Arbeitswelt (KDA), der Diakonie Hamburg und der städtischen Koordinierungsstelle Bildungsoffensive Elbinseln. Das Projekt knüpft an die EKD-Denkschrift »Gerechte Teilhabe« an und fragt nach: Wie bewältigen die Armen ihre Situation? Welche Ressourcen lassen sich erkennen? Und wo kann eine Förderung der Teilhabe sinnvoll anknüpfen? Weiter noch: Was kann Teilhabe überhaupt bedeuten – was verstehen solche Menschen darunter, die wir gern »die Schwachen« nennen?

In Wilhelmsburg, einem sozialen Brennpunkt Hamburgs, sind Menschen befragt worden, die von Armut betroffen sind: ältere und jüngere, Menschen ohne Arbeit, mit einem Ein-Euro-Job oder mit einer Arbeit, die ihre Existenz nicht sichert. Sie diskutierten



Foto: St der EKD

**Claudia Schulz**

in Gruppen über das, was sie bewegt: ihre Arbeits- und Lebensumstände, Ängste und Hoffnungen. An den Gruppendiskussionen nahmen in der Regel fünf Betroffene teil; meine Aufgabe war es, die Gespräche zu moderieren.

Armut trotz Arbeit – diese Form der eingeschränkten Teilhabe ist eines der thematischen Zentren des Forschungsprojekts. In diesem Bereich finden sich die stärksten Widersprüche und die größten Spannungen in den Erzählungen der Befragten. Vor allem die Perspektiven auf die »Wirklichkeit« und die Erkenntnis, dass Logiken von Arbeit und Lebensführung verschwimmen, ist eines der aufregenden Ergebnisse.

So beschreibt Paul M., wie er zunächst ein hohes Arbeitslosengeld bekam, später in einer Zeitarbeitsfirma ein Einkommen, das sich aus Stundenlohn und Fahrgeldpauschale zusammensetzte. Außerdem bekam er über das so genannte Hamburger Modell, ein Förderprogramm zur beruflichen Eingliederung im Niedriglohnssektor, über Monate einen Zuschuss zum Verdienst. Paul M. hat heute kaum noch eine Orientierung darüber, wer eigentlich wofür aufkommen muss. Er empfindet es als ungerecht, seine Fahrkarte zur Arbeit jetzt selbst zahlen zu müssen. Darüber, was ihm gerechterweise zusteht, kann er kaum noch urteilen. Er merkt nur: Das Geld reicht nicht und die Situation beeinträchtigt ihn sehr.

**»Mit riesiger Kraftanstrengung bewältigen sie ihr Leben und versorgen ihre Kinder«**

Die »Working Poor« beschreiben sich als müde, frustriert und gefangen in den Zwängen ihres Lebens und den Ansprüchen, die von allen Seiten an sie gestellt werden. Zugleich zeigen sie eine enorme Motivation, mit der sie zur Arbeit gehen und sich um alles Wichtige kümmern. Sie tun es, um ihren Kindern ein Vorbild zu sein, um den Kontakt zur »Außenwelt« nicht zu verlieren. Sie tun es, um weiterhin einen Anlass zu haben, in den Spiegel zu schauen, sich zu pflegen und nicht aufzugeben. Mit riesiger Kraftanstrengung bewältigen sie ihr Leben und versorgen ihre Kinder. In der Gruppendiskussion gehen sie geduldig aufeinander ein, hören zu, fragen nach, widersprechen oder ermutigen.

Nur die Frage der Interviewerin nach ihren Träumen und Wünschen mögen sie nicht beantworten: »Ich würd's mir damit sehr viel schwerer machen, wenn ich mir jetzt vorstellen würde, was morgen früh ➤

► eventuell sein könnte. Was dann doch nicht eintritt.« Wo wir gehofft hatten, aus den Ressourcen der Befragten neue Ideen zu bekommen, wie man sie in ihrer gesellschaftlichen Teilhabe stärken könnte, wurden wir enttäuscht: Ihre wichtigste Ressource ist es, sich nicht zu viele Gedanken und vor allem keine Sorgen zu machen.

Sie finden: Über das Misstrauen der Fallmanagerin bei der ARGE sollte man ebenso möglichst wenig nachdenken wie über die merkwürdigen Geräusche, die die alte Waschmaschine von sich gibt. Fragen einer privaten Rentenversicherung oder Gefahren wie ein möglicher Arbeitsplatzverlust oder eine Berufsunfähigkeit sollte man verdrängen. Nur so ist das Leben zu meistern, nur so bewahrt man sich die Hoffnung und die Kraft, weiterzumachen. Die Bewältigung des Lebens scheint es für die Working Poor unmöglich zu machen, laut und öffentlich über ihre Situation nachzudenken oder sich gar gesellschaftspolitisch einzumischen.

**E**ine paradoxe Situation, die dazu führt, dass diese Art der Armut besonders »unsichtbar« ist: Wer davon betroffen ist, mag nicht darüber reden. Die Suche nach Working Poor, die bereit sind, vor laufendem Band über ihr Leben Auskunft zu geben, gerät zur Sisyphosarbeit. Wer sich dann doch befragen lässt, äußert vor allem viele Vorwürfe, zum Beispiel gegen politische Kräfte, egoistische Manager oder unfreundliche Menschen in Ämtern. Die größten Vorwürfe aber machen sich die Working Poor im Stillen selbst: »Bin ich schuld daran, dass ich von meiner Arbeit kaum leben kann? Was habe ich falsch gemacht?« Sie möchten ihren Kindern ein Vorbild sein, aber nun müssen sie miterleben, wie ihre Kinder schon früh lernen, dass sich eine Ausbildung oder berufliche Leistung nicht lohnen.

Sandra T. (Name geändert) ist Anfang 30 und erzieht ihren Sohn allein. Sie arbeitet seit 14 Jahren in einer Kindertagesstätte. Die Arbeit macht ihr viel Spaß und sie fühlt sich im Team wohl. Das ist wichtig, denn Sandra merkt: Mit der Verantwortung für das Kind, die sie ganz alleine tragen muss, da braucht sie eine zweite Heimat. Die Einrichtung wurde im vergangenen Jahr in eine neue Trägerschaft überführt. Wer weniger als 15 Jahre dabei war, musste Gehaltskürzungen von fast 30 Prozent hinnehmen. Jetzt kann Sandra mit ihrer Arbeit für ihren Lebensunterhalt nicht mehr aufkommen. Sie erhält ergänzendes Alg II und leidet unter den misstrauischen Bemerkungen ihrer Fallmanagerin. Dass sie in so vielen Stunden so wenig Geld verdient, glaubt ihr erst mal niemand. Sie

**Claudia Schulz** (39) ist evangelische Theologin und Sozialwissenschaftlerin. Die selbstständige Beraterin und Forscherin ist derzeit beim Sozialwissenschaftlichen Institut der EKD in Hannover in Teilzeit angestellt. Für die Bremische Evangelische Landeskirche ist Claudia Schulz als Pastorin im Ehrenamt tätig.

muss immer neue Belege bringen und fühlt sich dabei in einer falschen Welt: »Andere bleiben für das Geld zu Hause und schlafen sich aus.«

Sandra T. ergeht es wie vielen Working Poor: Sie arbeitet für ihren Sohn, damit er sieht, wie ein normales Leben aussieht, damit er lernt, sich ebenfalls anzustrengen für eine Arbeit und ein eigenes Einkommen. Eine andere alleinerziehende Frau aus der Gruppe fasst das so zusammen: »Es geht mit Arbeit. Und so sollen die aufwachsen. Die sollen sehen, man kann. Wenn man will.«

Aber Sandra T. droht ihre Motivation zu verlieren, wenn sie erlebt, dass diese Rechnung nur zum Teil aufgeht: Ihr Sohn wird im Sommer einen Realschulabschluss haben, damit gehört er im Stadtteil zu den Jugendlichen mit überdurchschnittlich guten Startchancen im Beruf. Er hat sogar schon eine Lehrstelle gefunden. Weil aber der größte Teil seines Ausbildungsgehalts der Mutter wieder vom Arbeitslosengeld abgezogen wird, hat er das Gefühl, die kommenden Jahre für gut 100 Euro im Monat arbeiten zu müssen. Er blickt auf seine Mutter und fragt sich, was ihm eine Ausbildung nützt. Warum sollte er diese Mühen auf sich nehmen, wenn das Gehalt auch mit Ausbildung und fester Stelle zum Leben nicht reicht? Ob sie es will oder nicht, hat Sandra T. ihren Sohn gelehrt, dass Anstrengung sich nicht lohnt.

### »Die Logik von Ausbildung und Arbeit, von Leistung und Einkommen schwindet«

Das gesellschaftliche System, in dem Bildung zumeist als wichtigstes Instrument der Teilhabeförderung betrachtet wird, hebt sich hier selbst aus seinen Angeln: Im Bereich von Arbeit und Einkommen gibt es keine Gerechtigkeit oder nur unter bestimmten Bedingungen. Die Logik von Ausbildung und Arbeit, von Leistung und Einkommen schwindet. Die Frage, wie Bildung Teilhabe fördern kann und wer die Akteure einer solchen Förderung sein sollen, muss neu gestellt und beantwortet werden.

So hat Teilhabeförderung zwangsläufig mehrere Dimensionen: Wo der Glaube an die Gerechtigkeit verloren ist, scheint auch eine Logik von gesellschaftlicher Teilhabe fragwürdig. Darum werden die Ergebnisse dieser Studie zugleich Ansprüche sein: Wer nicht ausgegrenzt werden soll, muss Fuß fassen können, finanziell und ebenso ideell. Es wird uns nicht erspart – als Teil engagierter Armutsbekämpfung – mehr Gerechtigkeit zu schaffen.

#### Weitere Informationen:

● Das Forschungsprojekt »Teilhabe von unten« des Sozialwissenschaftlichen Instituts (SI) der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) ist im Herbst 2006 gestartet und läuft bis Herbst 2007. Das SI will die Studienergebnisse im Frühjahr 2008 veröffentlichen.